



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Leskien, Ilse: Die Bingersdorfer Brücke

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

noch ganz mit Treitschkes Kampfschriften identifizierte. Und wenn er sich naturgemäß dem wieder lebhafter fließenden Strome positiv christlicher Glaubenswärme nicht hätte hingeben können, so wäre er ebensowenig etwa auf der Seite des Monistenbundes zu finden gewesen. Vollends aber der zionistischen Strömung, die viele seiner Glaubensgenossen dahinträgt, hätte er, der Deutsche, verständnislos und abmahmend den Rücken gekehrt. Es ist bezeichnend, daß seine Enkel, wie Bettelheim erzählt, gleich denen Mendelssohns und gleich denen vieler bedeutender Juden das Gesetz der Entwicklung vollzogen haben und Christen geworden sind. So ist dieser Glückliche auch gestorben in dem Augenblicke, wo sein ideales und politisches, das nationalliberale Zeitalter zu Ende ging. Er war der Dichter der Kaiserin Augusta und des badischen Hofes, Karl Mathy war der erste Verleger seiner Dorfgeschichten, Gabriel Rießer hat er bewundert und porträtiert, Heinrich Heine aber, was wohl anzumerken ist, nie geliebt, sondern immer für schädlich gehalten. Er stand in vielem da, wo Gustav Freytag stand, und wird wie er als Repräsentant einer abgeschlossenen, großen Periode deutschen Lebens mit seiner Persönlichkeit weiter leben dürfen, wenn auch der Kreis seiner Werke, die dauernden Ruhm gewannen, kleiner ist, als die Zeitgenossen glaubten.



Die Bingersdorfer Brücke

Von Ilse Leskien



Die alte Brücke unterhalb des Bingersdorfer Wehrs wird jetzt kaum noch begangen. Seit die Steinbrücke flußaufwärts fertig wurde — es mag nun auch schon zehn Jahre her sein —, ist der alte Holzsteg in Vergessenheit gekommen. Nur die Waldwörter aus dem Damnitzer Holz, das sich an dem einen Flußufer hinzieht, benutzen ihn noch und die Kinder, die auf den Hängen und Wiesen ums Dorf spielen, wenn sie einmal im Walde drüben etwas ausführen wollen, wobei sie keiner erwischen soll.

Die Brücke besteht aus zwei starken Bohlen, von Ufer zu Ufer gelegt, die nur in der Flußmitte von kräftigen Pfählen gestützt sind; und sie würde so einen leidlich bequemen Übergang bilden, wenn nicht Wetter und Alter die Bohlen derart gekrümmt und verzogen hätten, daß ein breiter Spalt zwischen ihnen klappt, durch den der unruhige Wasserspiegel herausschimmert.

Der schmale Fluß geht sonst gar still und träge durch das grüne Land. Hier aber unterhalb des Wehrs drängt er hastig zwischen seinen Ufern hin, bis er Wehr und Wald weit hinter sich gelassen hat und wieder friedlich zwischen offenen Feldern und freundlichen Erden wandeln kann.

Als der Brückenspalt immer breiter wurde, und Ängstliche sich beklagten, brachte man ein Geländer an, das heißt man rammt neben der einen Bohle auf jedem Ufer einen Pflock ein und nagelte dann eine Stange von der gehörigen Länge darüber. So hatte man doch einen Halt, und eine Weile bewährte sich die

einfache Einrichtung ganz gut. Allmählich aber neigten sich die Pföcke nach außen, mit ihnen die Geländerstange, und nun ist sie so weit vom Steg entfernt, daß man sie nur erreichen kann, wenn man am äußersten Rande geht und den Arm weit von sich streckt.

Was aber die Brücke so ganz und gar unbeliebt gemacht hat, ist nicht ihr schlechter Zustand, mit so etwas ist man ja auf dem Lande nicht verwöhnt. Es sind die Geschichten, die man von ihr weiß.

Einmal im Frühjahr, als das Wasser so hoch ging, daß es fast den Steg mitnahm, hat sich von der Brücke eine herabgestürzt, die junge Frau vom Großbauern in Dorneg. Man suchte sie überall und fand sie endlich weit unten bei den Erlen.

Und ein andermal ist wenige Schritte vom Steg, dort wo jetzt das Holzkreuz steht, zur Jagdzeit ein Treiber erschossen worden, ein junger Mensch, und der es getan hat, ist, so erzählt man sich, ganz von Sinnen seitdem.

Zu diesen Geschichten sind immer neue hinzugekommen, und wer sie hören will, muß nur die Wirtin im Bingersdorfer Gasthof zum Reden bringen, die weiß sie alle — außer einer.

* * *

Eines Juniabends kam auf dem Waldwege von der Dannitzer Mühle her Vene Wiesch gegangen.

Sie war schon achtzehn, sah aber in der verwachsenen roten Sonntagsbluse und dem kurzen derben Rock eher wie fünfzehn aus. Sie hatte ein sonnengebräuntes frisches Gesicht, aus dem das Haar an Stirn und Schläfen straff zurückgenommen war. Ihre braunen Augen blühten lebhaft und klug, und um den Mund lag ein Zug von selbständigem Wesen, der wohl verriet, daß sie so jung nicht war, wie ihre kleine Gestalt es glauben machen wollte.

Daß sie nicht größer war, ärgerte sie sehr, denn man nannte sie gern die „kleine Vene“ und sah dabei ein bißchen auf sie hinab.

Und sie war doch geschickter als manche andre und konnte mit ihren festen Armen schaffen wie die Größten! . . .

Was war das heute in der Mühle wieder für eine Jagd gewesen, und spät wars geworden! Die Sonne stand schon hinter dem Walde. Nur in den höchsten Buchenwipfeln spielte noch ein Schein, und hin und wieder stahl sich ein breiter, rötlicher Lichtstreifen am Boden hin über den Weg.

. . . Sonst kam sie doch immer um sieben fort! Heute war aber auch alles draußen in der Mühle gewesen, da konnten sie mit der Kaffeekocherei gar nicht zu Ende kommen. Wahrhaftig, wenn sie nicht jeden Groschen zusammennehmen mußte, sie ließe die Sonntagsarbeit sein. Man plagte sich so genug! Und die Frau in der Mühle zahlte schlecht, nicht einmal heute hatte sie ihr einen Groschen zugelegt . . . und jetzt mußte sie auch noch den alten häßlichen Waldweg gehn!

Ärgerlich sah sie sich um und schritt dann schneller aus.

. . . Bloß wegen dem Fritz Jänisch, dem dummen Menschen!

Sie hatte sich ja gar nicht getraut, den gewohnten Weg nach Hause zu gehn, den kannte er doch. Wenn er ihr nachgekommen wäre, und wenn es dann gerade einsam war — du lieber Gott!

Die Frau hatte doch heute auch gleich davon angefangen: Vene, der will was, nimm dich nur in acht, und hatte ihr dann selber den Weg hinten durch den Garten nach dem Walde gezeigt.

Er hatte doch nichts gemerkt? Sie sah hastig zurück.

Der Weg lag still hinter ihr wie vor ihr. Nichts war zu hören als ein Knicken und Klirren im Walde und ferner Vogelruf. Sie atmete auf, aber die einsame Stille war ihr auch nicht lieb. So kam sie nicht los von unruhigen Gedanken.

... Was wollte er denn, der große Mensch? Sonntag für Sonntag saß er nun in der Mühle, immer ganz dicht beim Schenktisch, und sobald sie sich nur blicken ließ, sah er mit großen, sonderbaren Augen zu ihr hin.

Zuerst hatte sie nur gedacht: Was ist denn mit dem? Dann redeten die Mädchen davon, und schließlich wurde es ihr unheimlich.

Sie kannte ihn ja kaum. Sein Vater war Fuhrwerksbesitzer in Gomritz drüben, hatte alle die Botenfuhren nach der Stadt, ließ Wagen aus und machte, wie man sagte, ein schönes Geld.

Der Fritz war noch nicht lange von den Soldaten zurück, und, sagte die Frau in der Mühle, wie sie da wiederkommen, kann man nie wissen; da lernen sie viel Schlechtes. Was sollte auch Gutes danach kommen, wenn so einer sich an sie heranmachte!

Wenn sie ihr nur nicht alle Angst gemacht hätten . . . neulich war bei Vangendorf eine so häßliche Geschichte passiert: ein reicher roher Bursche hatte sich an einer Magd vergriffen.

Das mußten sie ihr natürlich gleich erzählen!

Ein unbestimmtes Bangen trieb sie schneller und schneller vorwärts, und endlich fing sie zu laufen an. Ihr straffes dunkelblondes Haar löste sich ein wenig, hob sich über der Stirn und flatterte ihr lose um die Schläfen.

Es lief sich gut den weichen grasbewachsenen Weg entlang, und schließlich machte es ihr Spaß. So hielt sie nicht eher an, als bis sie zum Holzkreuz kam und die Brücke vor sich sah.

So — nun noch da drüber, dann war sie im freien Felde und nicht weit vom Dorf.

Lange war sie nicht über die alte Brücke gegangen. Das lektmal als kleines Mädchen. Sie konnte sichs noch gut erinnern. Zwei hatten sie gehalten, weil sie sich so vor dem Wasser fürchtete, und sie hatte noch die Augen fest zugemacht, sonst wäre sie vor lauter Angst doch noch reingefallen.

Ja damals!

Sie lachte vor sich hin, trat auf die Bohlen — und erschrak. Was war denn das mit der Geländerstange?

Ganz da draußen hing sie; und wie sie den Arm auch streckte, sie konnte nicht hinlangen.

Und ihr Herz klopfte laut. Aber was halfs? rüber mußte sie, und so tat sie ein paar schnelle Schritte vorwärts.

Noch war Böschungsrain unter dem Steg und angeschwemmtes Land. Dann aber schimmerte zwischen dem breiten Spalt der unruhige Wasserspiegel herauf.

Und plötzlich sah sie überall nichts als rinnendes Wasser, überall ein Klammern, Glitzern und Wirbeln . . . und ehe sie recht wußte, was sie tat, wandte sie sich jäh um und lief ans Ufer zurück.

Dort stand sie schwer atmend und ganz verwirrt.

Was war das eben?

War sie denn immer noch so furchtsam und dumm? Das wäre ja noch schöner! Sie mußte doch über den Steg!

So biß sie die Zähne fest in die Unterlippe, zog die Stirn kraus und ballte die Hände.

Und mit festem Schritt trat sie auf das Holz.

Diesesmal genügte aber schon dieser eine, und das schreckliche Gefühl war wieder da und fuhr ihr wie ein Schmerz durch den ganzen Körper. Sie konnte keinen Fuß vor den andern bringen. Sie kämpfte mit sich und wurde über und über heiß. Es ging nicht.

Eine Schande wars, aber es ging nicht.

Die Arme hingen ihr schlaff herab, und ganz erschöpft setzte sie sich am Wegrand hin.

... Was sollte jetzt werden! Bis zur Mühle zurück wars eine halbe Stunde und von da nach Hause wieder eine ganze. Da kam sie ja vor Nacht nicht heim.

Im Walde war es stiller geworden und dunkler, über den Feldern drüben stand der Himmel rot im letzten Licht, und am Flusse hob sich ein feiner Nebel.

Mit großen erschrocknen Augen sah Vene hinüber nach dem offenen Lande und fühlte auf einmal deutlich, wie klein sie war, ja klein und schwach wie ein Kind.

Da tönten Schritte vom Wege her.

Gott sei Dank, dachte sie ganz erleichtert; denn über ihrer Angst vor dem Wasser hatte sie alles andre vergessen, es wird ein Förster sein, der nimmt mich mit rüber.

Sie streckte den Kopf zwischen dem Buschwerk vor, das ihr die Aussicht nahm, und fuhr jählings zurück. Und dann legte sie beide Hände vors Gesicht und fing bitterlich zu weinen an.

Der den Waldweg herabkam, war ein großer stattlicher Mensch in einem städtischen Sonntagsanzug, dessen ungeschickter Schnitt seinem kräftigen Wuchs nicht gerade günstig war. Er hatte ein rundes Gesicht mit hellen Augen, den Mund verdeckte ein starker, blonder Schnurrbart.

Wer aber den Fritz Jänisch als Jungen gekannt hatte, wußte, daß es ein freundlicher, schüchterner Mund war, den der kecke Bart verbarg. Den steifen Strohhut hielt er in der Hand und sah sehr nachdenklich aus.

Da leuchtete etwas rot am Wege.

Oho, dieses Rot kannte er gut. Seine Augen glänzten auf, und er blieb stehen. Dann gewahrte er Venes sonderbare Haltung und kam näher heran. Was tat sie denn?

Ein schluchzender Laut drang bis zu ihm.

Da wurde er über und über rot, stand wie festgebannt und drehte den Hut zwischen den Händen.

Sie merkte zitternd, daß er nicht weiter ging.

Jetzt würde er anfangen; und sie duckte sich noch mehr zusammen.

Du ... eine Pause.

Du, was weinst du denn?

Es klang gar nicht gefährlich, aber sie war so verängstigt und verwirrt, sie merkte es nicht, und zwischen den Händen stieß sie hervor:

Laß mich doch ... ach bitte!

Er verstand sie nicht. Was sollte er nur machen? Er konnte sie doch unmöglich so hier sitzen lassen, so klein und hilflos wie sie war. Seine großen Hände malträtierten den Hut, daß er sich bog und knisterte.

Dann fing er wieder an:

Ist dir was? ... sag mir's doch ... und nach erneutem Stocken dringlicher: Na, sag mir's doch!

Das klang nun so einfach und gutmütig, daß sie es nicht mehr überhören konnte. Ganz erstaunt horchte sie auf und wagte es, durch die Finger zu blinzeln.

Und sah sein rotes, verlegnes Gesicht und wie er schüchtern am Hute drehte.

... Du liebe Zeit, der hatte ja wohl selber Angst? ... Und schnell nahm sie die Hände vom Gesicht, wischte sich mit dem Blusenärmel energisch die Tränen ab und sah ihn mit großen Augen an.

Wie ein neugieriges braunes Eichhörnchen lugte sie aus dem Busch und hielt seinen Blicken still, die nun wieder mit jenem eigentümlichen, still fordernden Ausdruck auf ihr lagen, den sie so wohl kannte, und der ihr so unheimlich vorgekommen war.

Doch mit einemal fürchtete sie sich gar nicht mehr. Nur eine warme Röte ging über ihr Gesicht.

Dann sagte sie: Ich kann ja nicht über die Brücke!

Warum denn nicht?

Ach, sie strich sich das Haar zurück und lachte leise, ich traue mich nicht, ich denke, ich falle ins Wasser!

All ihre Reue war wieder da.

Komm, führe mich, dann geht's — und sie stand auf und trat zu ihm.

Er nahm gehorsam ihre Hand, und so gingen sie der Brücke zu.

Das Wasser glänzte nun silbern unter dem leichten Dunst, und am roten Abendhimmel drüben zeigte sich ein blasser Mond.

Als sie auf den Steg traten, hielt sie sich dicht hinter ihm und sah fest auf seinen breiten Rücken. Doch plötzlich kam wieder über sie: O je! sie schwankte und griff nach ihm.

Aber schon stand er an ihrer Seite: Mach doch die Augen zu! und dann legte er fest den Arm um sie und führte sie so hinüber.

Und war ihm eher zumute wie einer Mutter, die sorglich ihr Kind hält, als wie einem, der mit der Liebsten geht.

Das alte Holz ächzte unter seiner Last, sie drückte sich enger an ihn. Dann waren sie am andern Ufer.

Vene fühlte es wohl am weichen Erdboden unter ihren Füßen und hörte auch neben sich das feine Knistern und Knutschen im jungen Korn, aber sie machte die Augen nicht auf. Sie ging in seinen Arm geschniegt, und ihr war wunderbarlich in Kopf und Herzen.

Du ...

Nun sah sie auf.

Du ... ich will dich ...

Da war es, was sie so sehr gefürchtet hatte, und sie erschrak nicht. Nun mußte es ja so kommen.

Doch taten ihr die schlichten Worte wohl und weh zugleich; denn wie das gemeint war bei einem so reichen Burschen, das wußte sie wohl.

So sagte sie nichts und sah zur Erde, drückte sich aber fester in seinen Arm.

Heiraten wolln wir zusammen.

Ach du! hastig machte sie sich von ihm los, red doch nicht so!

Ganz erstaunt suchte er sie festzuhalten.

Ja, was is denn?

Ich weiß doch, wer du bist.

Na, was denn?

Sie wandte sich weg von ihm: Red doch nicht so!

Du glaubst's nicht?

Ruhig drehte er sie an den Schultern zu sich herum, bis sie wieder dicht vor ihm stand, und als sie ihn nun mit den glänzenden Augen von unten her so trozig, ungläubig ansah, und die warmen Lippen eben zu einer ihrer raschen Reden öffnen wollte, hob er sie ein wenig auf und küßte sie auf den Mund.

Aber ganz sacht; sie kam ihm noch gar zu zerbrechlich vor. Da wußte sie, daß es ihm Ernst war.

Und sie lehnte sich wieder fest an ihn und ging still und voll Vertrauen an seiner Seite hin.

Der Mond stand nun voll über den Feldern, ein leiser Wind sang im Korn, und klar und mild kam die Nacht herauf.

* * *

Und das ist meine Geschichte von der Bingersdorfer Brücke, von der die Wirtin nichts weiß.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Berlin, 12. April 1908

(Vereinsgesetz und Börsennovelle. Die Erfolge des Blocks. Wandlungen in der Demokratie. Kabinettswechsel in England.)

Schneller, als man erwarten konnte, ist die Beratung der beiden „Blockgesetze“, des Reichsvereinsgesetzes und der Börsengesetznovelle, zu Ende geführt worden. Schon am 8. April konnte der Reichstag in die Osterferien gehn. Es gab noch leidenschaftliche Kämpfe, ehe das Ziel erreicht wurde. Als am 6. April das Vereinsgesetz in zweiter Lesung zu Ende beraten wurde, versuchten Zentrum und Sozialdemokraten einen neuen Ansturm gegen Paragraph 10a, der die Zulassung von Minderjährigen unter achtzehn Jahren in politischen Versammlungen verbietet. Diese Bestimmung war bekanntlich ebenfalls das Ergebnis eines Kompromisses, ein Zugeständnis der Liberalen an die Konservativen. Daran knüpften die Gegner des Blocks die Hoffnung, eine Anzahl von Mitgliedern der bürgerlichen Linken, die schon zu dem abgeschwächten Paragraphen 7 nur mit Widerstreben ihre Zustimmung gegeben hatten und darin ein genügendes Maß von Entgegenkommen gegen die Rechte sahen, dem Block abwendig machen zu können. Es war eine eitle Hoffnung. Die freisinnigen Fraktionen hielten treu zur Fahne. Jede Abstimung ergab die Ohnmacht der Versuche des „Antiblocks“, die ihm gegenüberstehende Phalanx zu durchbrechen. Am Abend des 6. April war das Vereinsgesetz in zweiter Lesung angenommen.

Und dann folgte am 7. April die zweite Probe auf die Festigkeit des Blocks. Auch die Börsengesetznovelle wurde von beiden Seiten, von der rechten und von der linken, auf das heftigste angefochten. Die Novelle sollte die Nachteile mildern, die durch die Schärfen des Börsengesetzes von 1896 den legitimen Handel beträchtlich geschädigt hatten. Die Tatsache, daß solche Nachteile bestanden, war nicht zu leugnen. Das Gesetz war ursprünglich aus der auch in Handelskreisen als berechtigt anerkannten Beobachtung entstanden, daß sich in dem Betriebe der Börse schwere Mißbräuche entwickelt hatten, die einen schädigenden Einfluß auf die heimische Produktion und die Sicherheit der kleinen Privatkapitalien ausübten. Das Unglück wollte nur, daß das Drängen einflußreicher Kreise nach einer Börsenreform sehr stark zu einer Zeit einsetzte, als die Caprivische Wirtschaftspolitik die großen wirtschaftlichen Erwerbsgruppen in zwei Lager auseinander gerissen hatte, die sich geradezu erbittert gegenüberstanden. Hier Landwirtschaft! — hier Handel und Industrie! Das sah aus wie ein Schlachtruf. Und nur so ist es zu verstehen, daß auch die gewiß berechtigten Wünsche der Landwirtschaft, eine Reform